

Online-Texte der Evangelischen Akademie Bad Boll

»Mach in mir deinem Geiste Raum ...«

Predigt beim Gottesdienst des »Boller Bußtags der Künste«

Hans-Dieter Wille - Prälat, Heibronn

Ein Beitrag aus der Tagung:

Boller Bußtag der Künste

seltsam vertraut – Ausstellung von Werken des Stuttgarter Künstlers Christoph Frick

Bad Boll, 18. November 2009, Tagungsnummer: 531009

Tagungsleitung: Susanne Wolf, Reinhard Lambert Auer

Bitte beachten Sie:

Dieser Text ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers/der Urheberin bzw. der Evangelischen Akademie Bad Boll.

© 2009 Alle Rechte beim Autor/bei der Autorin dieses Textes

Eine Stellungnahme der Evangelischen Akademie Bad Boll ist mit der Veröffentlichung dieses Textes nicht ausgesprochen.

Evangelische Akademie Bad Boll
Akademieweg 11, D-73087 Bad Boll
E-Mail: info@ev-akademie-boll.de
Internet: www.ev-akademie-boll.de

»Mach in mir deinem Geiste Raum ...«

Predigt beim Gottesdienst des »Boller Bußtags der Künste«

Hans-Dieter Wille - Prälat, Heibronn

Das Gleichnis vom Feigenbaum

Er sagte ihnen aber dies Gleichnis: Es hatte einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberg, und er kam und suchte Frucht darauf und fand keine. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang gekommen und habe Frucht gesucht an diesem Feigenbaum, und finde keine. So hau ihn ab! Was nimmt er dem Boden die Kraft? Er aber antwortete und sprach zu ihm: Herr, lass ihn noch dies Jahr, bis ich um ihn grabe und ihn dünge; vielleicht bringt er doch noch Frucht; wenn aber nicht, so hau ihn ab. Lukas 13, 6–9

Sicher kennen Sie das: dieses Zögern, die halb verdorrte Pflanze auf dem Fenstersims einfach wegzuwerfen, in den Müll oder wenigsten auf den Komposthaufen. Man muss kein ausgesprochener Pflanzenliebhaber sein, um solche Gefühle bei sich festzustellen: Vielleicht treibt sie doch noch einmal. Vielleicht erholt sie sich doch wieder, beginnt zu wachsen und zu blühen.

Man topft um, man düngt, man wechselt den Platz am Fenster. Vielleicht mehr Schatten, vielleicht mehr Licht. Man probiert aus, was vielleicht helfen, was diesem fast aussichtslosen Fall von pflanzlichem Wesen wieder zum Leben, zu neuem Leben verhelfen könnte.

Und dann dieses Glück, wenn man am scheinbar leblosen Zweig eine grüne Spitze erblickt. Und dann sind es zwei und drei und mehr solcher Spitzen; das Glück, wenn die Geduld und die Pflege belohnt werden und das Totgegläubte beginnt zu grünen und wächst und blüht. Oder mit unserem Gleichnis zu reden, Frucht bringt: Äpfel, Birnen, Kirschen, Feigen...

In unserm Gleichnis geht es also in der Tat um solche Früchte. Nicht nur ums Nichtverdorren. Nicht nur ums gerade noch Überleben. Frucht macht den Apfelbaum zum Apfelbaum. Dass er nicht nur wächst und wächst und schöne grüne Blätter vorzeigen kann, sondern dass er Frucht bringt. Denn wegen seiner Früchte hat er doch seinen Namen. Weil wir Früchte suchen, klettern wir auf Kirschbäume, fahren wir mit der Hand durch Heidelbeersträucher, tasten wir im Herbstlaub nach den hartschaligen Nüssen.

In unserem Text geht es um einen Feigenbaum. Und ich weiß nicht, ob die Hörer und Hörerinnen damals zu Jesu Zeiten vielleicht eine kleine Anspielung mitgehört haben, eine Anspielung auf jene Sündenfallgeschichte, wo diese zwei Menschen, die auch eine Frucht gesucht, dabei freilich von einer verbotenen dann gegessen hatten, mit den Blättern, den großen Blättern des Feigenbaums ihre Scham, ihre Blöße bedeckten.

Eigentlich können wir Bußtag, auch diesen Boller Bußtag nicht feiern ohne ein solches Gefühl der Scham, ohne das klare Bewusstsein, dass wir – jeder und jede für sich – Gründe nennen könnten uns zu schämen gegenüber dem, was andere von uns erwartet haben, gegenüber dem, was wir von uns selbst erwarten.

Nicht weil ich mich schämen *muss*, schon gar nicht, weil heute Bußtag ist und das irgendwie dazugehört. Sondern weil es ein Akt der Wahrhaftigkeit ist, diese mit Scham verbundene Buße nicht nur zu proklamieren, sondern auch zu empfinden und diese Empfindung – in aller Freiheit – bei sich zuzulassen. Ein Akt der Wahrhaftigkeit, vollzogen in der Freiheit eines Christenmenschen. Denn Scham, liebe Gemeinde, kann man nicht erzeugen oder gar verordnen. Auch nicht kollektiv.

Das wäre selbst ein schamloser Vorgang. Scham kann man, nein – kann *ich* nur zulassen. Scham ist deswegen auch kein allgemeines Gefühl, sondern ein sehr persönliches, *für mich* sehr persönlich und darum – recht besehen – mir eigentlich nur peinlich. Dass ich mich schämen muss, kann mir eigentlich nur peinlich sein.

Können wir uns, liebe Gemeinde, wenigstens an einem Boller Bußtag diese Peinlichkeit leisten?! Ich meine: Ja! Dieser ziemlich spröde, ganz und gar nicht gefällige Predigttext macht uns dazu Mut.

Feigenblätter in Gestalt von Ausreden und Selbstrechtfertigungen, wie sie auch Adam und Eva in dieser für sie ziemlich unangenehmen Situation versuchten, wären ja selbst nur peinlich. Doppelt peinlich. Denn wer hat schon mit dem sprichwörtlichen Feigenblatt wirklich seine Blöße bedeckt?

Sie können es ja – im Urlaub zum Beispiel – mal ausprobieren.

Wir sehen: Auch ein Feigenbaum kann sich nicht allein auf seine riesigen Blätter berufen, deren Nutzung, was das betrifft, trotz ihrer Größe eben eine begrenzte ist. Ziemlich begrenzt!

Aber nun geht es in unserem Text darum, Frucht zu bringen. Jedes Lebewesen will das, jeder Baum, jeder Vogel, jeder Fisch. Frucht bringen gehört zum Wesen der Kreatur und es gehört deswegen auch zum Wesen des Menschen. Zu uns Menschen in besonderer Weise. Ohne Frucht – das ist am Leben, an der Bestimmung als Lebewesen vorbei gelebt. Das ist – noch im lebenden Zustand – im Grunde schon längst tot. Ein solches Leben hat – logischerweise – seine Existenzberechtigung verloren. Denn ein solches Leben lohnt sich nicht. Ja – es ist nicht *mehr* als ein Schmarotzerleben, das den Lebensraum der anderen Kreaturen einengt. Es nimmt den anderen die Kraft weg, die diese doch so dringend für ihr Wachstum brauchen. »Siehe«, sagt der Besitzer des Feigenbaums zu seinem Gärtner, »siehe, ich bin nun die letzten drei Jahre immer wieder gekommen, habe nach Früchten gesucht an diesem Feigenbaum – und keine einzige Feige gefunden. Hau ihn ab. Er macht nur den Boden kaputt und behindert das Wachstum der Weinstöcke und Weintrauben.«

Selbst jemand, der sich in Gartendingen nicht so auskennt, kann dieser Schlussfolgerung schlecht widersprechen.

Gewissermaßen hinter diesem Gleichnis hören wir Gottes Gebot aus der Schöpfungsgeschichte:

»Seid fruchtbar und mehret euch!« Dieser Auftrag ist kein göttlicher Zynismus, nämlich dem Massenphänomen »Mensch« mit seinen über 7 Milliarden Erdbewohnern noch weitere Milliarden hinzufügen zu sollen. Wo wir doch von unserer Sorte schon viel zu viele sind.

Dieses Gebot ist vielmehr die Erinnerung daran, dass wir *auf Zukunft hin* leben, nicht zuletzt im Blick auf die Zukunft derer, die nach uns kommen und denen wir nicht nur Schuldenberge, nicht nur zum Himmel schreiende Armut, nicht nur ein unsere Lebensgrundlagen bedrohendes Klima hinterlassen wollen.

Deswegen kann dieses Gebot nur mit dem anderen Auftrag *zusammen* recht verstanden werden, mit dem »Pfleget und bewahrt, was euch Gott mit dieser Schöpfung, mit seinen nahen und fernen Geschöpfen anvertraut hat. Pfleget und bewahrt es mit Liebe und mit Verstand!«

Frucht, liebe Gemeinde, steht für Zukunft. Wie das Kind, das bald an Weihnachten wieder, alle Jahre wieder in die Mitte unserer Gefühle gerückt wird, uns bewusst macht, dass wir nur im Zusammenhang der Generationen, vergangener und künftiger Generationen unser eigenes Leben recht verstehen können. Das Kind, die Leibesfrucht, steht somit – im übertragenen Sinn – für all das, was wirklich Zukunft hat und Zukunft verspricht, was – neomodisch formuliert – *zukunftsstauglich* ist.

Gestern hörte ich in einem Gespräch davon, dass unsere Zeit, unsere Gegenwart schon längst nicht mehr in der so genannten Postmoderne, sondern in der Zyklus-Moderne lebe. In einer Gesellschaft und in einem Zeitempfinden also, bei dem sich die Geschichte trotz permanenter Innovationen dauernd im Kreise dreht, trotz sich rasant einander abwechselnder Moden dauernd im Kreise um sich selbst. Von einem Event zum anderen, ohne richtig voran und an ein Ziel, an ein wirklich lohnendes Ziel zu kommen. Sich im Gegenwärtigen verlieren, sich selbst verlieren und damit auch seine Zukunft, das kannten sie zu Paulus Zeiten schon im alten Korinth: »Lasst uns essen und trinken. Denn morgen sind wir tot.« (1. Kor 15, 32), hieß damals die Parole.

Die Tagebücher der Helene Vincon, die Christoph Frick in Blumhardts Literatursalon in der Villa Vopelius ausstellt, sind in ihrer verfremdenden Präsentation eine eindruckliche Würdigung des scheinbar Alltäglichen und Banalen – auf Zukunft hin. Vom 1. Januar 1941 bis zum 4. Oktober 1997 schrieb Helene Vincon ohne Unterbrechung je eine Zeile pro Tag. 20 289 »Tagewerke« sind es geworden. An einem Donnerstag 1966 heißt es: »Zwei Wagen (w.) Mist ans Kraut und (u.) die Rüben voll verrupft. Ein Gewitter. Krautgarten gehackt und Brästlinge (für die Nichtschwaben: Erdbeeren) gepflückt.« Oder 1988, auch an einem Donnerstag heißt es: »Oben geputzt. Alle Betten gesonnt. Erwin draußen Zaun gestrichen. Ich gestrickt.« Ein Tagebuch mit knappen Notizen über gewöhnliche Verrichtungen, die aber – das darf man annehmen – unter bestimmten Umständen und Notwendigkeiten ihre Zeit hatten und vor allem ihren Sinn. Hätte sie denn ein Tagebuch geschrieben und hätte es denn Christoph Frick in dieser spezifischen Wahrnehmung dargestellt?! In diese Tagebücher kehrt auf einmal – *so gesehen* und mit hervorgerufen durch deren künstlerische Würdigung – Leben ein, Leben mit Zukunft. »Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht.« (1. Mose 8, 22) Dieses Wort, von Gott als eine Art Segenswort über diese Erde *nach* der verheerenden Sintflut gesprochen, fällt mir dazu ein.

Sich auf diese Weise »fremde Lebensspuren anzueignen« – wie es in der schönen Beschreibung von Susanne Wolf heißt – hebt dieses offenbar gänzlich Unspektakuläre dieses Lebens heraus und lässt es bei aller Gleichförmigkeit der Ereignisse und der alltäglichen Verrichtungen als ein besonderes, in dieser Form einmaliges, nicht wiederholbares Leben erscheinen, als ein Leben, über dem, so könnten wir auch sagen, Gottes Segen liegt. Denn es ist bei genauerem Hinsehen ein Leben, in dem nicht nur geputzt, gestopft, gemäht und Honig geschleudert wurde, sondern Menschen erwähnt und gewürdigt werden. Auch die Natur mit ihren den Tag ordnenden und gleichzeitig wohltuenden Kraft wird wahrgenommen, staunend wahrgenommen: »Gretel gekommen. Begonien schon geblüht.« »Herr Nießner von 1 Uhr bis 8 Uhr da. Schön Wetter.«

Es ist das bei näherem Hinsehen beeindruckende Beieinander von Arbeit und Ruhe, das lapidare Beschreiben entspannender und belastender Erfahrungen, das die Grenzen körperlicher Anstrengung

nicht ausspart: »Ich morgens auf. Mittags ins Bett.« »Mutter die Haare gewaschen. Ich ganz kaputt. Gewittert und geregnet...« »Gebet.« »Abends bei Elsa«.

Das könnte es sein, liebe Gemeinde, ein gesegnetes Leben. Ein fruchtbares Leben. Ein Leben, das – wie es in den von Christoph Frick uns vor Augen geführten Tagebüchern der Helene Vincon sich angedeutet, einen Blick hat, für das, was geschieht. Mit mir selbst. Mit den Anderen. Auch mit meiner geschöpflichen Umwelt, mit Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sonne und Regen, Sommer und Winter, Tag und Nacht...« Ein Leben, das hinter der freilich nur äußerlichen Gleichförmigkeit die Facetten des Besonderen, Überraschenden erkennen lässt und festhalten kann und sich nicht einfach nur treiben lassen muss von der scheinbar unaufhaltsamen Aneinanderreihung von Terminen und Abläufen.

Ein Leben vor allem, das in der Lage ist, über die Beschreibung des faktisch Geschehenen *hinaus* sich Rechenschaft zu geben – auch darüber, was hätte geschehen müssen, durch mich – und nur durch mich und durch keinen Anderen – und dann doch *nicht* geschehen ist. Aus welchen Gründen auch immer.

Was wir uns an diesem Bußtag doch gegenseitig wünschen könnten, nämlich die Zeit zu haben, sich in bestimmten Abständen Rechenschaft geben zu können über das, was war, was Gott durch mich hat Gutes, Fruchtbares geschehen lassen, heute, in der vergangenen Woche, im vergangenen Jahr, in meinem Leben, soweit ich es überblicke; aber auch die Freiheit und den Mut, sich Rechenschaft zu geben über unsere falschen Träume vom Leben, über Versäumnisse, Abbrüche, Krisen, über unerfüllte, vertane, verplemperte Zeit, über unser oftmals nur so dahindümpelndes Leben.

Rechenschaft zu geben auch über unsere Gefühle der Scham, die wir nicht einmal in einem Tagebuch aufschreiben wollten.

Diese Zeit, diese Freiheit, dieser Mut! Liebe Gemeinde!

Eia wärn wir da!

Eia wärn wir da... Frucht haben heißt Zukunft haben.

Die überraschende Wendung in diesem Gleichnis: Der Weingärtner, der selbst zusammen mit dem Feigenbaumbesitzer auf Feigen gehofft hatte, bittet um Aufschub, um Zeit: »Lass ihn noch ein Jahr!« Nicht das Naheliegende, nämlich das Abhauen des Baumes, sondern entgegen aller Gärtnerlogik diese überraschend gewährte Zeit rückt nun in das Blickfeld des Gleichnisses.

Das alles hat eine gewiss auch bedrohliche Seite. Unser Leben ist in gewisser *verschontes* Leben. Ich denke jeder könnte von Situationen in seinem Leben erzählen, wo er diese Erfahrung gemacht hat: nämlich verschont worden zu sein.

»Ohn' all mein Verdienst und Würdigkeit...«

Unser Leben hat unwiderruflich eine Frist, auch wenn unser Alltagsgefühl uns immer wieder weismachen will, das unser Leben auf ununterbrochene Dauer gestellt sei. Aber dieses Gefühl ist dumm, sagt die Bibel. Darum »lehre uns Herr, dass wir sterben müssen, auf dass wir *klug* werden.« (Ps 90, 12)

Aber diese Frist ist nicht einfach naturgegeben, kommt nicht wie ein namenloses Schicksal über mich. Sondern diese Frist, diese Grenze meines Lebens setzt Gott selbst. Weil *Gott* mein Anfang und mein Ende ist, wird Leben innerhalb dieser Grenzen, über die ich nicht verfüge, kostbar. Einmalig. unwie-

derholbar. Mir von meinem Schöpfer anvertraut. Kostbar nicht zuletzt auf Grund dieses seines Vertrauens, mein Leben »in Verantwortung vor Gott und den Menschen« (Präambel des Grundgesetzes) zu führen.

Zu diesem göttlichen Vertrauen gehört – in der Hoffnung unsres Glaubens- die Geduld. Wie überhaupt Vertrauen ohne Geduld nicht vorstellbar ist. Wie könnten wir es sonst miteinander aushalten?!

Freilich, auch das haben wir erlebt: Vertrauen ist schnell zerstört und unsere Geduld ist begrenzt. Und mitunter dünn wie ein Faden, der schon bei der ersten Enttäuschung reißt. Nicht selten irreparabel. Enttäuschtes Vertrauen: nicht wieder gut zumachen. Wie oft haben wir das schon erlebt. In diesem Gleichnis schwingen diese Erlebnisse, auch der *einschneidende* Schmerz, der damit verbunden ist und oft lange andauert, gewissermaßen mit.

Gottes Vertrauen in unsere Verantwortung und seine Geduld mit uns reichen aber weiter als unser Horizont des gerade noch Hinnehmbaren und Erträglichen; auch weiter als der Horizont des Gärtners aus dem Gleichnis, der am Ende doch konsequent sein muss, gnadenlos konsequent: »...wenn aber nicht, so hau ihn ab!«

Freilich: dieses Vertrauen und diese Geduld können wir nicht einfordern, sondern immer nur darum bitten, Gott darum bitten. Es ist ein Gebet gewissermaßen auf der dunklen und bedrohlichen Folie dessen, was eigentlich, *eigentlich* das Naheliegende, das »Normale« wäre...

Bußtag ist darum auch ein *Bettag*, liebe Gemeinde. Er ist die Erinnerung daran, dass uns Gott wie der Weingärtner diesem Feigenbaum *Zeit* schenkt, immer noch viel *Zeit*.

Es ist die Einladung, fruchtlose Phasen und Termine meines Lebens nicht einfach nur in Fatalismus hinzunehmen, sondern solche Zeiten gegebenenfalls zu unterbrechen und neu anzufangen, mit dem Anfangen neu anzufangen; *und* seinen Verstand und seine Fantasie darauf zu konzentrieren, wie solche Stunden und Tage beendet oder jedenfalls weniger werden können. Eine lohnende, eine fruchtbare Aufgabe.

Kürzlich hörte ich in einem Gespräch davon, dass unsere sog. Postmoderne eigentlich eine Zyklomoderne sei. Eine *Zeit* und Gesellschaft, in der sich – genau besehen – vieles nur im Kreis dreht. In permanenten Kreisläufen und Wiederholungen. Die immer gleichen Einfahrten in unsere Städte mit ihren Tankstellen und Bürotrakten. Die sich in dauernden Wiederholungen ergehenden Werbespots, als müsste uns visuell und akustisch das neue Produkt so eingeflößt, so eingetrichtert werden, dass wir es im Schlaf hersagen könnten. Und in den Fußballstadien vor und nach jedem Spiel die Hymne, deren Tonlage die Stimmung, den *Geist* einer ganzen Gesellschaft zu beherrschen scheint: *We are the champions – no time for losers*. Aber auch Gewinner – wie es jenes Leben des Robert Enke gezeigt hat – können sehr einsam sein. Sein Tod – das ist eine Hoffnung – hat das Abgründige, den Wahnsinn dieser Losung des Erfolgs öffentlich gemacht. Zumindest für eine Weile. Auch das wäre eine fruchtbare Einsicht an diesem Tag: wir sind nicht zum Erfolg verdammt.

Immer wieder diese Wiederholungen. Sie werden im alltäglichen Umgang miteinander noch existenzieller erlebt: »Ich weiß schon, was er sagen wird. Bei ihm, bei ihr kannst Du nichts anderes erwarten. Die Sitzungen, die Positionen – wie gehabt.«

Es sind diese eingefahrenen Muster unserer Kommunikation, the same procedure, die ewig gleichen Abläufe, die uns das Leben miteinander, auch das einander Aushalten oft so schwer machen. Der und die ist halt so. Typisch!

Christoph Frick lädt uns ein mit seinen weißen Plastik-Typen (Der Roboter. Der Diskuswerfer. Das Rauchermännchen) und seinen irritierenden Bild-Wiederholungen (Der Swimmingpool. Die Geldbeutel. Der Buddha), genauer hinzusehen und hinter diesem »Gleichmaß«, hinter dieser mitunter penetrant erscheinenden Gleichförmigkeit, ja hinter einer uns vielleicht sogar anwidernenden Vertrautheit mehr, Anderes zu sehen. Eine »Differenz«. (»Gleichmaß und Differenz« ist der Titel des Katalogs) Und sei es nur die Einsicht, dass uns das alles, unser gewohntes Leben und wie das alles so »abgeht«, eigentlich nur »seltsam vertraut« (so der Untertitel), wirklich nur *seltsam* vertraut sein dürfte.

Bußtag heißt, sich die Zeit und die Freiheit nehmen, das uns Vertraute, auch der der uns bis zur Un-erträglichkeit vertraute »Typ« Mitmensch, mit dem wir es immer wieder zu tun haben oder zu tun zu haben *meinen*, neu und anders zu sehen. Gewissermaßen *hinter* der Fassade des Immer-Gleichen, des sattsam Bekannten.

Nicht zuletzt ist dieser Tag eine Einladung, sich selbst in dieser Rolle jenes Feigenbaums einmal zu betrachten.

Ich selber ertappe mich ja immer wieder, wie ich zurück falle in die gleich Rille, in die gleichen Reaktionsmuster, in die gleichen Gewohnheiten.

Und wir wollten es doch anders machen...

Eia wärn wir da!

Auch das Aushalten seiner Schwächen, die ich nicht von heute auf morgen »abstellen« kann und v.a. das Wissen darum, verändert meine Sicht, auf mich selber und dann auch auf andere.

Nicht zuletzt ist es das Gebet, ein wahrhaftiges und ehrliches Bußgebet, Gott möge bei dem, woran ich nicht so gern denke, geschweige davon rede, mein Mitwisser sein und mir durch seine Vergebung helfen, das Unabänderliche zu ertragen. Er möge mir die Kraft schenken, eingefahrene Wege zu verlassen und den Blick, den wachen Blick zu behalten, um hinter den ewig gleichen Mustern, hinter der »Normativität des Faktischen« Neues, überraschend Neues zu entdecken: nämlich Zukunft, verheißungsvolle Zukunft.

Sich selbst und andere so zu sehen geht freilich nicht ohne Schmerzen, d. h. nicht ohne das nicht einfache Hintersichlassen gewohnter, eingespurter Sichtweisen und Blickwinkel.

Und doch – schreibt Ingeborg Bachmann – und dieser Satz könnte auch für die Kunst von Christoph Frick gelten – »wir wollen alle sehend werden. Und jener geheime Schmerz macht uns erst für die Erfahrung empfänglich und insbesondere für die Wahrheit. Wir sagen sehr einfach und richtig, wenn wir in diesen Zustand kommen, den hellen, wehen, in dem der Schmerz fruchtbar wird: mir sind die Augen aufgegangen.« (Ja – es gibt Schmerzen, die fruchtbar sind, weil sie den Blick für längst Verdecktes, längst Verschüttetes freilegen).

»Mir sind die Augen aufgegangen. Wir sagen das nicht, weil wir eine Sache oder einen Vorfall äußerlich wahrgenommen haben, sondern weil wir begreifen, was wir doch nicht sehen können. Und das sollte Kunst zuwege bringen: dass uns, in diesem Sinne, die Augen aufgehen.« Denn: »Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar.«

Und was Besseres, liebe Gemeinde, als die Wahrheit kann uns nicht passieren, die *Wahrheit in Liebe*, wie es im Epheserbrief heißt (4, 15).

Diese Suche nach einer Wahrheit, die Bestand, die Zukunft hat, verbindet unseren Glauben mit der Kunst. Deswegen auch die »Boller Bußtag der Künste«. Deswegen auch zum Schluss dieses Gebet, dieser schöne Liedvers von Paul Gerhard, der die Überschrift über unserem Predigttext sein könnte:

*»Mach in mir deinem Geiste Raum,
dass ich dir werd ein guter Baum,
und lass mich Wurzel treiben.
Verleihe dass zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens schöne Blum
Und Pflanze möge bleiben.«* (Evangelisches Gesangbuch 503, 14)

Hans-Dieter Wille, Prälat, Heilbronn